Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder deren Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 3.—, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 3.75. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 4.50, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaktion und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3,
B. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Marienstraße 34.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Carl Duncker, Herzgl. Bayr. Hofbuchhandlg.,
Lützowstraße 10.
Fernsprecher Amt VI Nr. 4603.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reklamen unter dem Redaktionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 327. **Dienstag** den 30. Juni 1903. **97. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* Leipzig, 30. Juni.

„Am Scheideweg".

Obgleich die Deutschkonservativen bei den Wahlen keine Einbuße erlitten haben, machen einige ihrer Preßorgane der Reichsregierung heftige Vorwürfe wegen ihrer Passivität während der Wahlbewegung und drohen gleichsam unvermeidlich mit Rache. Besonders zeichnet sich durch einen schroffen Ton die „Hallesche Zeitung" aus, die unter der vorstehenden Ueberschrift schreibt:

„Die größte Lässigkeit bezüglich der Wahlagitation hat zweifellos die Reichsregierung bewiesen. Wie viel anders hätte das Wahlergebnis sein können, wenn z. B. die Essener und Breslauer Krupp-Reden des Kaisers bei seinen verantwortlichen Ratgebern auch nur eine Spur von Resonanz gefunden hätten! Hätten Graf Bülow und seine Herren Kollegen, statt der sozialdemokratischen „Loyalität" Verbeugungen zu machen, auch nur den ernsten Willen erkennen lassen, den sozialrevolutionären Uebermut mit starker Hand niederzuhalten, so wäre einmal die Zahl der bei der Umsturzpartei als Mitläufer hospitierenden Wähler sehr viel kleiner gewesen, andererseits aber hätten die durch das Uebermaß der sozialdemokratischen Agitation bereits in Bewegung gebrachten bürgerlichen Wählerschichten die Abwehr mit ganz anderem Nachdruck betrieben! Es fehlte also daran, daß regierungsseitig dem Ernst der Lage entsprechend gehandelt wurde, um den jetzt nicht zu bestreitenden Erfolg der Sozialdemokratie einigermaßen zu verhindern. Aber statt der nach den eben erwähnten Kaiserreden und nach der Obstruktionskampagne im Reichstage allgemein erwarteten Handlungen der Regierung bekannte sich diese in Wahlsachen zum laisser faire. Obwohl heute noch niemand des Regierungsprogramm des Grafen Bülow kennt, wurde eine gouvernementale Wahlparole verweigert. Ja, noch mehr: die „maßgebenden" Kreise gefielen sich darin, mit der Linken zu liebäugeln, die ihnen soeben erst beim Zolltarif die schärfste sachliche und persönliche Opposition bereitet hatte. Wahlkuverts und -Klosetts wurden konzediert. Den politischen Beamten wurde ein noch höheres Maß von Objektivität anempfohlen, als ihnen schon bei früheren Wahlen auferlegt worden war. Die linksradikale Presse durfte fortgesetzt die „agrarische Reaktion" als den Feind der Regierung ausrufen, den Barth und Singer als allermodernste Lindwurmtöter zu überwinden hätten, ohne daß auch nur eine einzige gouvernementale Feder sich gesträubt hätte und dieser bewußten Irreführung der Wähler entgegengetreten wäre. Schließlich kam der leibliche Sohn des früheren Reichskanzlers und Bezirkspräsident im Ober-Elsaß, Prinz Alexander zu Hohenlohe-Schillingsfürst, und verkündete unter dem lebhaftesten Applaus der freisinnigen und sozialdemokratischen Presse, daß dem derzeitigen Reichskanzler eine starke Linke nur erwünscht sein möge. Sofort war „Tante Vossen" auf dem Plan, um der Krone den Liberalismus als regierungsfähig zu rekommandieren und mit sittig-verschämtem Augenaufschlag ihr: Herr, hier sind wir! anzubringen. Auch dann noch blieben Graf Bülow und seine Preßtrabanten stumm. Man wird es daher den Freisinns-Propheten kaum übel deuten können, wenn sie selbst nach dem eklatanten Zusammenbruch des Freisinns und dem Zusammensturz aller ihrer Wahlhoffnungen am 16. Juni noch in dem süßen Traume schwelgen, das Reichsvolk hätte höheres Sentiment offenbart und nur die böse Reaktion wäre schuld daran, daß nun alles so ganz anders gekommen."

Daß der Mangel einer gouvernementalen Wahlparole bei den bürgerlichen Parteien eine Unsicherheit hervorgerufen hat, die unvorteilhaft auf die Gemeinsamkeit und Energie des Vorgehens gegen die Sozialdemokratie einwirken mußte, läßt sich nicht bestreiten. Daß aber mit der Linken geliebäugelt worden wäre, ist jedenfalls unrichtig. Die „Ueberagrarier" konnte man natürlich nach ihrem Auftreten im alten Reichstage und ihren Ankündigungen bezüglich der künftigen Handelsverträge gegen die Angriffe der Linken nicht in Schutz nehmen; es würde auch wenig geholfen haben. Und die Wahlkuverts und -Klosetts waren eine Forderung der Gerechtigkeit. Ueberdies versprach man sich, wie uns von informierter Seite versichert wird, von dieser Einrichtung eine der Sozialdemokratie nachteilige Wirkung. Man meinte, eben jene Essener und Breslauer Krupp-Reden des Kaisers würden auf die Arbeiterwelt einen tiefen und nachhaltigen Eindruck machen und der Sozialdemokratie viele Tausende von Anhängern und Mitläufern entziehen, denen durch die Sicherung des Wahlgeheimnisses die Möglichkeit gegeben werden sollte, sich vor der Rache der Genossen zu schützen. Und man würde sich in der Wirkung der Wahlkuverts und -Klosetts wohl auch nicht getäuscht haben, wenn man sich über die Wirkung der Kaiserreden nicht einer verhängnisvollen Täuschung hingegeben hätte. Diese Täuschung würde auch schwerlich eine geringere geworden sein, wenn Graf Bülow und seine Herren Kollegen die größten Anstrengungen gemacht hätten. Zu solchen Anstrengungen aber gehört eine besondere Ermächtigung, und wenn sie diese deshalb nicht bekamen, weil die Probe auf die Wirkung der Kaiserreden gemacht werden sollte, so trifft den Reichskanzler und seine Kollegen keine Schuld — abgesehen von der, vor einer so bedenklichen Probe nicht gewarnt zu haben. Und wenn wegen dieser Schuld von deutschkonservativer Seite im neuen Reichstage dem Grafen Bülow Vorhalte gemacht werden sollen, so ist das nur zu billigen. Es muß in der Tat zu völlig unhaltbaren Zuständen führen, wenn der Ausgang einer Reichstagswahl völlig auf die Wirkung einiger Reden gestellt wird und eindringliche Warnungen vor solchen Experimenten ausbleiben. Das scheint auch die „Hallesche Zeitung" einzusehen, denn sie fährt fort:

„Jüngstens hörten wir nun wieder eine eindrucksvolle Hamburger Kaiserrede, in der die Zeit des alten Kaisers als eine große, gewaltige, „gewaltig in ihren Impulsen und mächtig in ihrer flammenden Begeisterung", gefeiert wird. Dann sprach der Kaiser als seine Ueberzeugung aus, „daß auch uns eine große Zukunft bevorsteht". Auch uns seien Aufgaben gestellt. Bleibe unser Volk seinen Idealen und sich selbst treu, so werde es, „getreu seiner Traditionen, die neuen Aufgaben und Schöpfungen, die an uns herantreten, auf seinem Herzen und mit seiner Kraft tragen" — Freilich stehen auch uns Aufgaben bevor; aber es liegt doch wohl nicht nur daran, ob das Volk seinen Traditionen getreu bleibt, sondern auch daran, wie die leitenden Staatsmänner an die neuen Aufgaben herantreten, welche Lösung sie finden. Eine nach allen möglichen Richtungen impulsiv einsetzende Krone und eine nach keiner Richtung aktive Regierung sind Gegensätze. Was der Kaiser am 20. Juni in Hamburg sprach, harmoniert leider weder mit dem Wahlverhalten seiner Minister, noch mit den am 16. Juni seitens der Wähler zum Ausdruck gebrachten Stimmungen. Das Bürgertum wird so leicht nicht vergessen, daß die Regierung am Wahltage nicht an seiner Seite, sondern „höchst korrekt" abseits stand. Das Bürgertum wird in Erwägung dieser Erfahrung erzwingen, daß seine Politik gemacht, also entweder mit ihm oder mit Freisinn und Sozialdemokratie regiert werde."

Das „Erzwingen" läßt sich freilich leichter aussprechen als ausführen. Wen will denn die „Hallesche Zeitung" zwingen? Den Grafen Bülo[illegible] noch einem ganz anderen Zwange unterstellt, [illegible]gertums, das sich selbst nicht zu helfen [illegible]cht hilft und nicht helfen soll?

[illegible] **[illegible]enjustiz?**

[illegible]nnen über die Zunahme der so[illegible]lichen Er[illegible]en um fast eine Million seit fünf [illegible]ht gelegt, und schon wird man wieder in Er[illegible] versetzt durch die Nachricht von der Begnadigung des Grafen Pückler-Klemichstruc. Dieser Herr, der durch sein Auftreten in antisemitischen Volksversammlungen, durch seine maßlosen, fast mehr pathologisches als psychologisches Interesse weckenden Ausfälle gegen die Juden ein teils komisches, teils peinliches Aufsehen hervorgerufen hat, ist von der Strafkammer zu Glogau zu sechs Wochen Gefängnis verurteilt worden, weil er eine von seinem Gutsnachbar angelegte Feldbahn zerstört hat. Diesem Grafen Pückler, der sich schon in der öffentlichen Beschimpfung von Richtern und Staatsanwälten das Unglaublichste geleistet hatte, ohne bisher dafür zu mehr als zu Geldstrafen verurteilt zu werden, wurde endlich anläßlich jener Gewalttat die erste Gefängnisstrafe zudiktiert. Die dagegen eingelegten Rechtsmittel blieben erfolglos, die Strafe wurde rechtskräftig. Jetzt ist der Herr Graf begnadigt worden, er braucht die sechs Wochen nicht abzusitzen, er darf sich mit 6000 ℳ loskaufen. Diese Begnadigung wird nicht verfehlen, das peinliche Aufsehen zu erregen. Hat man ohnehin den Eindruck, das Graf Pückler gelinde weggekommen war, so wird das Rechtsbewußtsein des Volkes sich mit der Tatsache, daß er jetzt zu einer Geldstrafe begnadigt worden ist, absolut nicht abfinden können. Diese Begnadigung ist, wie der „Hann. Kur." mit Recht sagt, wieder einmal Wasser auf die Mühlen der sozialdemokratischen Agitatoren, die darauf hinweisen werden, daß sozialdemokratische Ausständige wegen sogenannter Streikvergehen, die an sich nicht schlimmer sind als die Gewalttat des Grafen Pückler, zu jahrelangen Gefängnis- und Zuchthausstrafen verurteilt worden sind, die sie auch ehrlich absitzen müssen. Die Anschauung, daß Einer, der es dazu hat, ein Reicher, ein Graf, von der gegen ihn erkannten rechtskräftigen Strafe mit Geld sich loskaufen könne, muß im Volke immer mehr Boden fassen. Das Vertrauen in die Gleichheit aller vor Gericht wird dadurch erschüttert. Wir haben es hier mit einem jener Vorgänge zu tun, von denen sozialdemokratische Abgeordnete im Reichstage triumphierend ausgerufen haben, daß sie ihnen Tausende neuer Wähler zuführen. Der preußische Justizminister, der die Begnadigung des Grafen Pückler befürwortet hat und für diesen Begnadigungsakt der Krone die ausschließliche Verantwortung trägt, ist im vorliegenden Falle schlecht beraten gewesen. Der Hinweis, daß Graf Pückler, der sogar von seinem Gesinnungsgenossen Liebermann von Sonnenberg für geisteskrank erklärt worden ist, vermutlich nicht zurechnungsfähig sei, kann hier nicht in Betracht kommen, denn dann hätte das Verfahren gegen ihn eingestellt werden müssen. Die Glogauer Strafkammer aber hat den Grafen Pückler auf Grund der Gutachten der Sachverständigen für geistig normal erachtet. Sollte in dieser Auffassung der Justizbehörden ein Wandel eingetreten sein, dann hätte das Wiederaufnahmeverfahren eingeleitet werden müssen. Die Begnadigung darf man dem Verurteilten persönlich gönnen, billigen kann man sie nicht.

Mehr Selbstbewußtsein!

Der „Texas-Vorwärts" bringt einen bemerkenswerten Artikel mit der Ueberschrift: „Zur Wehre!", der das Verhältnis Deutschlands zu den Vereinigten Staaten und die Rolle, die die Deutsch-Amerikaner dabei spielen, beleuchtet. Verfasser des Artikels ist der Schriftleiter des Blattes, Julius Schutze, der zu den tüchtigsten und angesehensten Vertretern des Deutschtums in den Vereinigten Staaten gehört. In jenem Artikel heißt es: Der Deutsche ist auch als amerikanischer Bürger ein gar langmütiger Mensch, und am klarsten tritt es hier zu Tage, daß er es sich nun seit fünf Jahren ruhig gefallen läßt, wie die amerikanischen Hetzblätter über das alte Vaterland herfallen, es verunglimpfen und verhöhnen und alles versuchen, um die Vereinigten Staaten mit Deutschland in Krieg zu verwickeln. Aber es sind nicht nur die gelben Zeitungen, es sind namentlich hohe Offiziere der Armee und Marine, die ihren losen Schnabel gegen Deutschland weit aufsperren. Deutschland ist diesen Leuten zu mächtig und zu stark geworden, und man möchte sich an ihm reiben. Bei solchen Leuten kommt man mit Höflichkeit, Bescheidenheit und aufmerksamen Liebesdiensten nicht weit. Sie werden dadurch nur noch gröber und beleidigender. Wer den amerikanischen Charakter genau kennt, wer ein viertel oder ein halbes Jahrhundert mit ihnen verkehrt hat, der weiß, daß man als fremdgeborener Bürger am besten mit dem Amerikaner fortkommt, wenn man ihm imponiert, wenn man ihm mit einem gewissen Selbstbewußtsein entgegentritt und vor allen Dingen seine Abstammung nicht verleugnet. Eine solche Verleugnung erkennt der Amerikaner in seinem Innern teils als eine servile Unterwürfigkeit, teils als verächtliche Feigheit an. Der amerikanische Charakter birgt viele und anerkennenswerte Seiten, und darunter ist sein Grundsatz in allen Lebenslagen: „Wehre dich! Laß dich nicht unterdrücken!" Erachtet den Mann, der sich kein Unrecht gefallen läßt. Er selbst ist aggressiv und schätzt den Mann, der ihm selbstbewußt entgegentritt. Warum sollte der Deutsche, der sich hier ein bleibendes Heim erworben hat und Bürger dieses Landes geworden ist, sich selbst unterschätzen? Warum könnte in diesem Lande nicht ein großer, allgemeiner Bund über die ganze Nation errichtet werden, der sich die Aufgabe stellt, jeden Mann, der mit Verachtung von dem alten Vaterlande, einer großen, mächtigen, hochzivilisierten Nation, spricht, am Stimmkasten mit vereinten Kräften zu bekämpfen, gleichviel welcher Partei er auch angehören mag? Der Stimmkasten, aus dem das ganze Beamtentum hervorgeht, ist in diesem Lande die schneidigste Waffe, und das sieht auch Präsident Roosevelt ein, der sich jetzt auf einer großen Rundreise durch die Vereinigten Staaten befindet. Er sieht es besser ein, als die Deutsch-Amerikaner selbst, welche Macht die Deutschen in einer Präsi-

Feuilleton.

4]

Hotel Alpenrose.

Roman von Arthur Achleitner.

Nachdruck verboten.

Beide Herren waren im Gespräch, als der Hotelier hinzutrat, und der junge Advokat, ein hübscher Mann mit seltsam flackernden Augen, erwähnte, daß er, wenn erlaubt, morgen seine Antrittsvisite beim Herrn Bezirksarzt abstatten werde. Und Dr. Guggemoos versicherte, daß ihn und seine Schwester solcher Besuch nur freuen könne. Zum Hotelier, der sein Gläschen „Münchener" selbst zum Tische brachte, gewendet, sprach der Bezirksarzt: „Na, Musterwirt, ist schön von Ihnen, daß Sie für alte Stammgäste auch noch einen Blick haben. Allerdings muß ein Ortseingesessener hübsch bis zur späten Abendstunde warten, um ein „Grüß Gott" vom Hotelier zu erhalten. Tagsüber ist man im Hotel „Alpenrose" Luft und nicht gerne gesehen!"

Tschurtschberger nahm am Stammtisch Platz, strich sich den martialischen Bart und meinte lächelnd: „Herr Bezirksarzt belieben zu übertreiben! Im Trubel der Ankunft und Abreise, Abfütterung und in sonstigem Durcheinander kann es gar nicht anders sein, als daß der vielbeschäftigte Wirt sich den Reisenden widmet und als selbstverständlich voraussetzt, daß die Stammgäste auch ohne feierliche Begrüßung seitens des Wirtes den gewohnten Platz suchen und finden."

„Das ist eigentlich ganz richtig, bis auf das Platz „finden". Meistens findet man den Stammplatz eben nicht, weil er von Fremden besetzt ist. Na, trösten wir uns, im Winter sind wir dem Hotelier willkommene Gäste; wenn es schneit, kommen auch wir zu einer gewissen Geltung."

Tschurtschberger versicherte, daß er es mit dem besten Willen in der Hochsaison nicht ändern könne, wasmaßen das sonst gewiß große Haus dem enormen Andrang nicht genüge. Leider konzentriere sich der Trubel auf wenige Stunden, in diesen seien das Haus und die Speiseräume zu klein, des abends nach neun Uhr wäre Platz im Ueberfluß vorhanden.

„Stimmt!" meinte der Arzt, welcher weit um in der Gebirgsgegend großen Ruf genießt. „Es ist der Hotelierberuf gewiß ein schöner, bequem ist er aber nicht, und er entbehrt auch nicht der Schattenseiten. Na, Sie verdienen in sechs Wochen ein schönes Stück Geld und können Winters über vom angesammelten Fett zehren. Der arme Bauerndoktor hat das ganze Jahr über viel Arbeit und wenig Geld."

„Soll ich Ihnen jammern helfen, Herr Bezirksarzt?" fragte lachend Tschurtschberger.

Der junge Advokat mengte sich ins Gespräch mit der Frage, ob der Winter in Schwarzwasser wirklich ein strenger und schneereicher sei.

Ambros erwiderte: „Das ist bei uns unterschiedlich; manchmal haben wir Winters über mehr Staub als Schnee, mitunter aber fünf und mehr Meter weißen Geflockes."

„Nette Aussichten! Hoffentlich muß der Advokat zu solcher Zeit nicht zu den Parteien ins Gebirge hinauf. Mir ist der Schnee unangenehm; dagegen interessiere ich mich sehr für die Eiswelt und freue mich, mal so eine richtige Gletschertour zu machen."

Der Bezirksarzt meinte: „Derlei werden Sie wohl, Herr Doktor, vor Uebernahme der Kanzlei betätigen müssen, denn stecken Sie einmal im Dienst, kommen Sie nimmer dazu. Ich spreche da aus Erfahrung. Ueber zwanzig Jahre bin ich hier Arzt, meine erste Tour machte ich vor Amtsübernahme auf den Gadgletscher, und seither hat mich der Dienst festgehalten, und ist jene Partie richtig die einzige geblieben. Es vergeht ja kein Tag ohne Inanspruchnahme des Arztes, ich würde es auch als Pflichtverletzung betrachten, zu bummeln und die Patienten warten zu lassen. Ihnen dürfte es in dienstlicher Hinsicht nicht viel anders ergehen, wenn Sie mal im Joch stecken. Wir haben im Bezirk eine prozeßlustige Bevölkerung, da fehlt es der Advokatur nicht an Beschäftigung. Sie und Notar Himmelmeyer werden sicher noch klagen, daß es nicht einmal am Sonntag Ruhe gibt.

„Für das Geschäft ist diese Prognose nur erfreulich. Ich arbeite gern!"

„Wann wollen Herr Doktor die Kanzlei übernehmen?" fragte der Bezirksarzt.

„Damit will ich infolge Ihrer Bemerkung tatsächlich noch einige Tage zuwarten. Erst die Besuche, dann, so das Wetter günstig bleibt, eine Partie auf den genannten Gletscher, und hierauf will ich mit beiden Füßen ins Joch springen."

„O, Herr Doktor, machen Sie doch lieber gleich morgen die Tour auf den Gsadgletscher und hinterdrein die gar nicht eilenden Besuche. „Nimm der Stunde wahr, eh' sie entfliehe!" sagt der Dichter. Wir warten gern auf Ihren werten Besuch, und so wie ich wird jeder mit den hiesigen Verhältnissen vertraute Mann denken!"

„Topp! Besten Dank! Mache ich! Herr Tschurtschberger, welchen Führer empfehlen Sie mir zu der Partie?"

Ambros entwickelte ein Programm für diese Gletscherbesteigung, versprach auch den nötigen Proviant zu versorgen, und wollte gleich den Führer verständigen lassen, da trat ein dienernder Pikkolo heran und meldete, daß ein vornehmer Herr im Speisesaale mit Herrn Tschurtschberger zu sprechen wünsche.

„Sofort!" erwiderte Ambros, trank sein Gläschen Bier leer, und meinte zu den Stammgästen: „Sehen Sie, meine Herren, nicht einmal am späten Abend und am Stammtisch hat der Wirt Ruhe. Aber das ist das Geschäft! Dienst ist Dienst! Habe die Ehre!"

„Servus Tschurtscho!" rief Dr. Guggemoos, „auf baldiges Wiedersehen!" Zum Advokaten gewendet meinte der joviale Arzt: „Will lieber gleich noch eins trinken, wer weiß, ob nicht auch ich zu später Stunde geholt werde. Sicher bin ich ja nie. He, Pikkolomini, rasch noch ein Seidel!"

„Wenn Herr Bezirksarzt gestatten, tue ich auch gleich mit. Dann aber Schluß für heute, die Gletscherpartie fordert gründliche Vorbereitung. Allerdings heißt es praesente medico nil nocet!"

„Alter Schnee, Herr Doktor! Aber was ich noch sagen wollte: Vergessen Sie ja nicht die Gletscherbrille zum Schutz Ihrer Augen mitzunehmen. Etwas angestrengt scheint mir Ihr Auge überhaupt zu sein. Verzeihen Sie die Bemerkung, sie ist mir herausgerutscht. Lesen Sie denn viel bei Licht?"

„Ja, ich leide an Schlaflosigkeit und die dagegen genommenen Präparate wollen nicht mehr wirken."

„So so! Na, da gehen Sie lieber nicht auf den Gsad, die Tour könnte zu anstrengend werden, und Nervöse sollen hübsch im Tale bleiben."

„Sehr gütig, Herr Bezirksarzt, aber hinauf will ich, es lockt mich das ewige Eis unwiderstehlich. Denke, es müßte großartig sein, so mitten im Eis ein Feuer anzumachen."

Dr. Guggemoos blickte den jungen Anwalt forschend an, sagte aber nichts, und griff nach dem gefüllten Glase. „Prost!"

„Komme mit, prost!"

Der an den Stammtisch zurückkehrende Hotelier brachte ein anderes Thema zur Diskussion, indem er über hypergroße Aengstlichkeit mancher Gäste klagte. „Dicht zu glauben, meine Herren, daß sich eine ganze Familie vor Hoteldieben fürchtet! In meinem Hause und Diebstahl! Unerhört!"

„Allerdings! Ich habe in langen Jahren niemals auch nur das Geringste hierüber gehört. Hierzulande und von einheimischer Bevölkerung wird absolut nicht gestohlen. Freilich ist es nicht ausgeschlossen, daß mal ein gut im Fach ausgebildeter Gauner zureist. Kann ja abgewartet werden!" meinte der Bezirksarzt.

Tschurtschberger schüttelte den Kopf: „Nein, nein! An Unerhörtes glaube ich nicht, habe selbst in Pariser und Londoner Hotels nie etwas über Diebstahl gehört. Warum sollte just ein Alpenhotel der Schauplatz einer Diebesgeschichte werden? Gott, fatal wäre es, nicht zu sagen, unangenehm! Das Aufsehen, das Geschrei, Gendarmerie, Zeitungsgewäsch, der Ruf des Hauses geschädigt, von der Haft- und Ersatzpflicht nicht zu reden. — Aber eigentlich geht mich dergleichen gar nicht an, ich hafte ja nur für die mir persönlich zur Aufbewahrung übergebenen Wertgegenstände!"

Der junge Advokat machte den Hotelier aufmerksam, daß sich die Haftung doch wohl weiter erstreckt, zumal da der Hotelier für sein Personal verantwortlich sei.

Hitzig replizierte Tschurtschberger und verließ den Stammtisch sichtlich geärgert, um sein Notlager für diese Nacht in der Office zu beziehen.

Alsbald brachen auch die Herren vom Stammtisch auf.

Die Lichter erloschen allmählich im Hause, das Personal huschte auf der Dienstbotentreppe ins oberste Stockwerk, wo die Schlafsäle nach dem Geschlecht getrennt sich befinden. Der Liftjunge schloß sein Fahrzeug ab und schleppte sich verschlafen in die ebenerdig gelegene Kammer der Hoteldiener vom Nachtdienst, und möglichst geräuschlos sperrte Franz, das Hausfaktotum, das Haustor ab, um sich dann in seine Kemenate zu begeben.

Ambros lag angekleidet auf dem Lederdivan in der Office, eine Schlummerrolle diente als Kopfkissen, erfüllte aber ihren Zweck so viel wie gar nicht; denn der Schlaf mied den Hotelier, so müde dieser auch vom langen Tagewerk und dem vielen Laufen war. Unangenehme Gedanken peinigten den jungen, eifrigen Mann. Einmal beschäftigte das letzte Thema am Stammtisch den Kopf, dann konzentrierten sich die Gedanken auf die Frage, wie es mit der Solvenz aussehen würde zum Zahlungstermin im Herbst, wenn die bisher hoffnungsreiche Saison durch andauernd schlechtes Wetter in das Gegenteil umschlagen sollte. Tschurtschberger rekapitulierte im Geiste die seinerzeit dringlich erhobene Warnung der Mutter vor Umbau

SLUB
Wir führen Wissen.